

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 30 Gießen, Sonntag, 8. nach Trinitatis, den 29. Juli 1917 6. Jahrg.

Scheinheiligkeit.

Evangelium des Matthäus 7, 21. Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.

Häufig wird in der Bibel vor religiöser Heuchelei gewarnt, im alten wie im neuen Testament. Das Wort des Propheten Jesaias: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir“ klingt wunderbar zusammen mit dem Ausspruch Jesu im heutigen Evangelium: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Das ist deutlich genug geredet und von uns wohl zu beachten. Was nützte es einem Menschen, wenn er den Namen Gottes häufig im Munde führte und sein Herz trotzdem voll wäre von Bosheit, Rachsucht, Heuchelei, Geiz und andern schlimmen Dingen? Kann jemand, dessen Gesinnung und Taten nicht mit seinen frommelnden Worten in Einklang stehen, andere zu Jesus führen? Gerade wir evangelischen Christen müssen uns so klar wie möglich darüber sein, daß nur die Vertinnerlichung der Religion wahre Religiosität bedeutet. Dann wird nämlich Gesinnung, Bekenntnis und Tat wohl zusammen passen. Dieser Dreiklang wird dann schön durchs Leben klingen, auf diese Glocken werden dann auch andere hören. Nicht alle, die Herr, Herr sagen, werden in das Himmelreich kommen. Aber deren Herzen erglühen in ungefärbter Liebe zum Heiland, denen Jesus der Mittelpunkt ihres Lebens ist, die haben nicht nur das Recht, sondern — namentlich auch heute — die ganz besondere Pflicht, mit ihrem Bekenntnis nicht hinter dem Berg zu halten. Wenn sogar heute schon mitten im Krieg der Unglaube lärmend sich hervorwagt, wenn wir nach dem Frieden uns wieder auf allerichärfste Angriffe gefaßt machen müssen: dann sollen heute und immerdar fromme Menschen öffentlich ihren Heiland bekennen. Nicht aufdringlich, zur Unzeit und an falscher Stelle, sondern mit dem richtigen Wort am richtigen Platz. Gelegenheit ist reichlich dazu vorhanden. In Schule und Haus, Kirche und Versammlung, Presse und Parlament. So sehr Scheinheiligkeit und Heuchelei durchaus zu verwerfen sind, um so

mehr müssen auch Aengstlichkeit und falsche Schein jedem Christen fremd sein, wenn es gilt, die Sache des Heilands zu vertreten.

„Ein böser Knecht, der still kann steh'n,
Steht er den Feldherrn vorangeh'n“.

Gießen vor 40 Jahren.

(Fortsetzung.)

Dem Lehrkörper des Gymnasiums gehörte damals schon der im Frühjahr im Alter von 80 Jahren aus dem Leben geschiedene Geh. Schulrat D. Stamm an, sowie der noch in unserer Mitte lebende Geh. Schulrat Dr. Kaufsch. Außerordentlicher Lehrer war der jetzige Offenbacher Kreis Schulinspektor Schulrat Heinrich Scherer.

Direktor der Realschule war Dr. Georg Ernst Stein. Dem Lehrkörper dieser Anstalt gehörte der vor einigen Jahren verstorbene Reallehrer und Kirchenvorsteher Christian Albach an, der sich im Beginn der 70er Jahre große Verdienste um das Zustandekommen einer Fortbildungsschule für die schulentlassene männliche Jugend erworben hatte. Mitte der 70er Jahre ist die Fortbildungsschule dann von Staats wegen eingerichtet worden.

Leiter der höheren Mädchenschule war Schulinspektor Karl Vigelinus. Nahe ihm wirkten an der Anstalt acht Lehrer und acht Lehrerinnen. Zu den Lehrern dieser Anstalt gehörte schon damals der vor kurzem verstorbene Professor Dr. Buchhold.

Daß Gießen in den letzten 40 Jahren an Bevölkerungszahl sehr zugenommen hat, merkt man, wenn man die damaligen Verhältnisse an der Stadtschule mit den gegenwärtigen vergleicht. Die Stadtknabenschule hatte vier, die Stadtmädchenschule sechs Klassen. Im Jahre 1914 hatte die Stadtknabenschule 32, die Stadtmädchenschule 30 Lehrkräfte, das ist eine ganz ungeheure Vermehrung, die aber in den meisten deutschen Städten zu konstatieren ist. In den nächsten 40 Jahren wird die Entwicklung zweifellos nicht in demselben Tempo weitergehen. Nichts wirkt so sehr auf das Sinken der Bevölkerungszahl ein, wie ein großer lang andauernder Krieg. Zudem ist die gegenwärtige Weltanschauung derart, daß sie dem Steigen der Bevölkerungszahl nichts weniger als günstig ist. Es wird auch den Eltern, die mehrere Kinder haben und diese zu tüchtigen Menschen erziehen wollen, diese ihre Arbeit durch Anordnungen, die aus moder-

nen Bestrebungen hervorgehen, so schwer gemacht, daß wir die Bemühungen aller Vereine, die sich mit Bevölkerungspolitik befassen, für völlig aussichtslos halten. Die erste Knabenklasse und die erste Mädchenklasse hatten Theologen zu Lehrern, diese wurden Mitprediger genannt, weil sie die Pfarrer im Predigen unterstützten. Im Jahre 1876 waren hier die Mitprediger Drescher und Misenius angestellt.

Das heutige Polizeigebäude in der Weidengasse war damals Schule für die höhere Mädchenschule, es können in diesem Gebäude jedoch nicht alle Klassen untergebracht gewesen sein. Dieses Schulgebäude war im Zentrum der Stadt gelegen, auch außerhalb der Schulstunden sammelten sich dort die Kinder. Deren Betragen wird in einem „an löblichen Schulvorstand“ gerichteten „Eingekandt“ des „Gießener Anzeigers“ vom 2. Mai 1876 mit folgenden entrüsteten Worten geschildert: „Wir erlauben uns, aus einer Unfug hinzuweisen, dessen Beseitigung ohne Schwierigkeiten möglich ist. In dem Hofe der höheren Mädchenschule in der Weidengasse pflegt sich nach Schluß der Schulen die Elite der Neuenwegener und Neuenbäuer Straßensjugend zu versammeln. Kinder haben bekanntlich die nichts weniger als angenehme Eigenschaft, daß sie bei ihrem Spielen nicht sprechen, sondern schreien, nicht rufen, sondern brüllen. Auch die Belustigungen der genannten Gesellschaft, die oft über 30 Köpfe beträgt, werden unter obligatam Gebrüll ausgeführt. Denkt man sich dazu das widerliche Geköse zankender Dienstboten und das Jammern der Säuglinge, die das Unglück haben, jenen anvertraut zu sein, so kann man sich eine Vorstellung von dem Lärme bilden, der in dem genannten Hofe tagtäglich herrscht. Und dieser Höllenspektakel dauert, bis die Sonne sinkt. Wir verzichten darauf, die Lage der unglücklichen Nachbarschaft zu schildern, die zum stundenlangen Anhören dieses Getöses verurteilt ist: sie protestiert entschieden dagegen, noch länger einem derartigen Attentate auf die Nerven ausgesetzt zu sein. Man würde aber irren, wenn man glaubte, die kleinen Unholde beschieden sich bei der bloßen Erprobung ihrer Lungen. Im Gegenteil entwickeln die jungen Bürger Gießens auch im Demolieren der Geländer, Spaliere, Mauern eine beneidenswerte Geschicklichkeit. Noch jüngst wurde eine Schulbank, die im Hofe stand, zerschlagen und in zwei Teile zerbrochen. Angesichts dieser Zustände richten wir an die betr. Behörde die dringende Bitte, den Schuldiener zu ermächtigen, durch Schließen des Tores den Zutritt unmöglich zu machen, eventl. jeden, der sich unbefugt im Hofe aufhält, hinauszujagen.“ Man sieht: schon damals bewährte sich das Sprichwort, daß Jugend keine Tugend hat.

An Privatschulen gab es damals eine Lehranstalt, die von Dr. Diekmann, der vor

mehreren Jahren als Pfarrer in Rodheim vor der Höhe gestorben ist, geleitet wurde. Eine zweite Privatschule besteht heute noch und wird wie damals von Herrn Dr. Kübel geleitet. Frau Witwe Diehm und Fräulein Lina Rahn hatten Schulen für Mädchen eingerichtet. Auch gab es damals schon einen Kindergarten, den ein Fräulein Hulda Tritsch leitete. Ganz altertümlich und unmodern mutet uns die Anzeige an, die dieses Fräulein bei Eröffnung ihres Kindergartens in die Zeitung gebracht hat, sie lautet: „Aus warmer Hingabe für meinen Beruf der Erziehung fühle ich mich veranlaßt, hier in Gießen die Lücke einer notwendigen Erziehungsanstalt auszufüllen durch die Gründung des Fröbelschen Kindergartens, der sich ja nunmehr weit und breit Raum verschafft und auch hier nicht verfehlen wird, genügende Anerkennung zu erlangen. Sollten Eltern dennoch Anstand nehmen, mir als total Fremden ihre Lieblinge anzuvertrauen, so ist dies leicht verzeihlich, doch ich hoffe, diese Zweifel bald in den Hintergrund zu drängen, wenn man mich als wirkliche Vertreterin der guten Sache der Anstalt vorstehen sieht.“

3. Das kirchliche Leben.

Das kirchliche Leben der evangelischen Gemeinde Gießen bewegte sich in den 70er Jahren noch in den Bahnen, die es schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeschlagen hatte. Die großen Neuordnungen kamen hier erst in den 80er und 90er Jahren. Noch war die Kirchengemeinde, die allerdings kaum 11 000 Seelen umfaßte, noch ungeteilt. Sie besaß nur ein Gotteshaus, die Stadtkirche, die allerdings damals mehr Besucher faßte als heute, da über der jetzigen Empore noch eine zweite Empore angebracht war. Es gab damals in unserer Stadt nur zwei definitiv angestellte Pfarrer, das waren zu Beginn des Jahres 1875 Pfarrer und Dekan Gustav Landmann und Pfarrer Dr. Wilhelm Seel. Landmann wohnte in dem jetzigen Pfarrhause der Matthäusgemeinde, Seel in dem der Johannesgemeinde, die beiden übrigen Pfarrhäuser sind erst vor ungefähr 12 Jahren erbaut worden. Landmann ist am 7. August 1875 im Alter von 57 Jahren gestorben, Seel trat im Jahre 1879 in den Ruhestand, nachdem er schon einige Jahre zuvor anscheinend infolge von Kränklichkeit nur einen Teil seiner Amtspflichten verrichtet hatte. In den Jahren 1875 bis 1880 lag die Vernehmung des kirchlichen Dienstes wesentlich in den Händen zweier jungen Geistlichen, des Pfarrverwalters Schloffer und des Pfarrvikars Schöner. Daneben waren, wie schon oben bemerkt ist, die beiden Mitprediger mit kirchlichen Funktionen betraut. Auch Stamm und Buchhold unterstützten die Geistlichen im Predigen. Sonntäglich fanden zwei Gottesdienste statt: die Stunden werden in den kirchlichen Nach-

richten nicht angegeben, es war aber der Vormittagsgottesdienst um 1/2 10, der Nachmittagsgottesdienst um 2 Uhr. Da die heutige Einteilung in vier Kirchengemeinden, von denen jede ihren Pfarrer besitzt, der in diesem Bezirke alle Amtshandlungen verrichtet, erst im Jahre 1892 verwirklicht worden ist, so hatten die Geistlichen abwechselnd ihre „Woche“, in der ihnen alle Amtshandlungen zufielen. In früheren Jahren mußten von den Gemeindegliedern für die Verrichtung von Tausen, Trauungen und Beerdigungen Gebühren bezahlt werden. Eine Bekanntmachung des Kirchenvorstandes vom 5. Aug. 1876 teilt mit, daß vom 6. August 1876 an alle Amtshandlungen völlig gebühren- und kostenfrei würden vollzogen werden.

Die Konfirmationsfeiern fanden regelmäßig am 2. Pfingsttage für die Knaben, am Trinitatissonntage für die Mädchen statt, es waren jedesmal die Kinder der ganzen Stadt vereinigt. In der Ankündigung der Konfirmationsfeier wurde gebeten, die zehn vorderen Bänke für die Angehörigen der Kinder frei zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Ich durfte des Abends kein Licht auf den Boden nehmen, sondern mußte mich im Finstern aus- und ankleiden. Das hätte wenig geschadet, aber ich schlief nicht viel besser, als im Freien. Wenn es schneite, mußte ich den Schnee von Kopfkissen und Deckbette abschütteln; bei starker Kälte froh das Bett vor meinem Munde steif. Das Schlimmste aber waren die Zeiten, wo der ganze Boden voll nasser Wäsche hing, durch welche ich mich im Finstern oft kaum hindurchfinden konnte und dann während des Schlafes von ihr rings umher dicht umgeben war. Bei nasser Witterung hing die Wäsche oft wochenlang, ehe sie trocknete, und so lange hatte ich die Bein, so zu schlafen. Dieser schrecklichen Schlafstelle schreibe ich es zu, daß ich damals und noch lange nachher im Winter den Schnupfen nie losgeworden, und so lange eine blasse Gesichtsfarbe hatte; ja, unmöglich wäre es nicht, daß viele spätere chronische Katarre, an denen ich zu leiden hatte, nur eine Folge jener wahrhaft empörenden Behandlung waren, die völlig geeignet gewesen wäre, lebensgefährlich für mich zu werden.

Zu alledem kam ein neues Uebel. Ich hatte sehr viel zu vergolden; dabei mußte ich nicht allein die giftigen Quecksilberdämpfe einschlucken, weil nicht die geringste Veranstaltung getroffen war, mich dagegen zu sichern, sondern ich mußte auch die Hände, die eben im Feuer gewesen waren, mit den vergoldeten Sachen in kalte Bierneigen brin-

gen und sie dann, ohne sie vollständig trocknen zu können, der kalten Luft und darauf wieder dem Feuer aussetzen. Diese stete Abwechslung von Hitze, Kälte, Trockenheit und Nässe war nicht zu vermeiden. Schon im November hatte ich an beiden Händen alle Finger, mit Ausschluß der beiden Daumen, erfroren. Ich versuchte Mittel dagegen anzuwenden; sie halfen nicht und konnten nicht helfen, da ich die Finger nicht schonen durfte und dieselben Ursachen dieselben Uebel wieder erzeugten. Alle Finger brachen auf und fielen unter heftigen Schmerzen an zu eitern. Zwar band ich Lappen um, allein täglich mußte ich sie wieder lösen, weil ich ebenso arbeiten mußte, als hätte ich die gesunden Finger von der Welt. Auch nicht eine Spur des Mitleidens oder Mitgeföhls äußerte sich, wohl aber Unwillen über meinen Zustand und Aeußerungen des Ekels.

Um aber das Maß des Leidens voll zu machen, bekam ich auch noch einen Kopfausschlag, eine Krankheit, welche ehemals viel häufiger war als jetzt und an welcher ich schon früher mehrfach gelitten hatte. Es war dies ebenfalls ein höchst lästiges und widerwärtiges Uebel, sowohl an sich, als auch in bezug auf die damit verbundenen Folgen.

Vier Jahre lang habe ich alle Winter erfrorene und aufgebrochene Finger gehabt, wie ich sie nie wieder gesehen, und habe viel dabei gelitten. An Mitteln dagegen ließ ich es nicht fehlen; welches von ihnen eigentlich geholfen hat, ist schwer zu entscheiden.

Im November waren meine Stiefel in so kläglicher Verfassung und die Sohlen so durchlöchert, daß sie den flüssigen Straßennieder ohne Schwierigkeit hindurchließen. Ich besah nicht die Mittel, dem abzuhelfen. Besonders an den finsternen Abenden, an welchen ich die Großmutter von weit entfernten Punkten abholen und nach Hause begleiten mußte durch die sehr schlecht beleuchteten und noch mit keinem Trottoir versehenen Straßen, war dieser Umstand überaus lästig. Man wird mir nach alledem wohl glauben, daß ich die Herbigkeit des Winters in ihrer ganzen Schwere und mehr, als man sich vorstellen kann, schmecken mußte. Wie wenig weiß der Reiche und Wohlhabende in seiner mit allem Komfort ausgestatteten Wohnung von den schrecklichen Plagen, mit welchen der grausame Winter so viele Tausende von Armen und noch dazu solche, die nicht einmal dafür gelten, heimsucht! Wird man es mir verdenken, daß mir noch jetzt, wenn ich im Herbst an die herannahende Wiederkehr des Winters denke, jedesmal unbehaglich zu Mute wird und mir der Winter sehr verhaßt ist? Wer ihn mit Freuden erwartet, der kennt ihn wahrlich nicht.

Ich wurde des Sonntags nachmittags zuweilen veranlaßt, mit der Familie auszugehen. Lieber aber blieb ich zu Hause, denn bei den Spaziergängen konnte ich mich höchstens mit den Kindern beschäftigen, von

welchen die älteste Tochter durch die Großmutter, deren Liebling sie war, ganz verzogen wurde. Wir gingen eines Tages unter den Linden, ich neben meinem Oheim. Da kam Jettchen an mich heran und sagte: „Du mußt nicht mit uns in einer Reihe gehen; der Vorsche gehört hinten hin!“ Ich tat, als hätte ich es nicht gehört; aber ich wußte sehr wohl, wer der Souffleur dieser Worte gewesen war. Daß dies meine Lust, die Familie zu begleiten, nicht vermehrte, war natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Zeitungen haben neulich erwähnt, daß die Vorfahren des aus dem Amte geschiedenen Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg aus Gießen stammen. In dem Verzeichnis der Verstorbenen, das unsere Kirchengemeinde ausbewahrt, ist unter dem 9. Juni 1645 als beerdigt eingetragen: „Johannes Holweg, 76 jar, vixit in altero matrimonio“ d. h. lebte in zweiter Ehe. Dieser Holweg war Schuhmachermeister, einer seiner Söhne war Pfarrer in Bugbad. Durch mehrere Generationen hindurch sind dann die Vorfahren des Staatsmannes Pfarrer gewesen, bis einer von ihnen als Jurist nach Frankfurt kam und sich mit der Tochter des Bankiers Bethmann verheiratete.

*

Zu unserem Artikel „Gießen vor 40 Jahren“ wird uns ein drolliger Vorgang mitgeteilt, der sich um das Jahr 1860 hier ereignete. Ein Student, der Mitglied der Burschenschaft Germania war, erhielt eine Polizeistrafe „wegen Berrammeln der Hintergasse mittels eines zweißhmigen Fasses“. Die Hintergasse ist die heutige Westeingasse. Sie kann damals nicht die Breite einer Straße in einem modernen deutschen Stadtteil gehabt haben, wenn man sie mit einem zweißhmigen Fasse verrammeln konnte.

Gießen war noch im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Stadt, deren Gesundheitsverhältnisse sehr ungünstig waren. Eine alte Mitteilung besagt folgendes. Wer Gießen im Anfang dieses (des 19.) Jahrhunderts gesehen hätte, würde die Stadt mit einem hohen Walle umgeben gesehen haben, welcher an einigen Stellen so hoch war (besonders am Walltor), daß kaum die Spitze des Zeughauses (der heutigen Zeughauslatz) darüber hinaus sah. Außerhalb des Wallles war der Wallgraben und ein Damm, welcher die jetzige Schor bildet. Nach der Lahnseite hin war das Terrain weniger sumpfig als nach dem Gebiete der Wiesfeld. Dieser Sumpf, welcher durch Wehre, die zum Betriebe von Mühlen in der Lahn und Wiesfeld angelegt worden waren, gebildet wurde, machte auch, daß die niederen Stadt-

teile bei jedem Hochwasser überflutet waren, so daß man zum Beispiel in der Neustadt und im Tiefenweg in Bütten und Trögen von einem Hause zum andern fahren mußte. Beim Abzug des Wassers entstanden natürlich große böse Ausdünstungen, welche in den niederen Teilen der Stadt meistens epidemische Fieber zur Folge hatten. Um alle diese Uebelstände zu beseitigen, entwarf man den Plan 1. zur Schleifung der Stadt, 2. zur Entsumpfung der Stadt und 3. zur Anlage einer Straße über den Seltersberg. Diese Pläne wurden in einem Zeitraum von fünf Jahren (1816—1821) ausgeführt. Bei Ausführung der Straße über den Seltersberg wurde die sogenannte kleine Mühle, welche sich am Einflusse der Wiesfeld in die Lahn befand, angekauft und das Wehr abgebrochen. Die Wiesfeld konnte nun tiefer gelegt und in ihr jetziges Bett geleitet werden. Dieses bewerkstelligte die Entsumpfung der Stadt außerhalb im Wiesfeldtale. Die Entsumpfung im Innern der Stadt wurde durch die Anlage des Stadtgrabens und Regulierung der sogenannten Bach herbeigeführt.

*

Am Samstag, dem 21. Juli, wurden aus unseren beiden Kirchen je die kleinste Glocke herabgenommen und an die Militärbehörde abgeliefert. Man hat das Fehlen dieser Glocken an dem Geläute nicht weiter wahrgenommen. Wir wollen froh sein, wenn es bei dieser Beschlagnahme bleibt und wir die übrigen Glocken behalten können. Die beschlagnahmten Glocken lassen sich nach dem Kriege wieder leicht ersetzen. Am Montag, dem 23. Juli, wurden aus beiden Kirchen auch die Pfeifen am Prospekte (der Vorderansicht) der Orgel entfernt und abgeliefert. Die Orgeln bieten insolgedessen keinen schönen Anblick, doch hoffen wir, daß das Orgelspiel, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, weiterhin den Gottesdienst feierlich gestalten kann.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 29. Juli.

8. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Marktgemeinde Pfarrer Schwabe. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Mahr. — Mittwoch, den 1. August, abends 8 Uhr: Kriegsbefunde. Pfarrer Mahr.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde Pfarrassistent Vic. Reuning. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bedtolsheimer. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannesaal.